

Die Bio-Logik der 10 Gebote - Warum verbindlicher Glaube nützt

Die Frage, ob Gott existiert, übersteigt die Erkenntnisreichweite empirischer Wissenschaften. Was wir jedoch zunehmend interdisziplinär zu erforschen beginnen, ist die Frage, wie sich der Glaube an Gott, Götter oder Ahnen auswirkt. Und dabei erleben wir in den letzten Jahren und Monaten einen aufregenden und grundlegenden Wandel. Immer mehr Wissenschaftler der verschiedensten Disziplinen beginnen sich zu vernetzen, ihre Daten, Ergebnisse und Begriffe auszutauschen, um einen der faszinierendsten Rätsel unseres Menschseins auf die Spur zu kommen: der Evolution der menschlichen Religiosität, definiert als Glauben an und Verhalten zu übernatürlichen Akteuren. Deutsche Forscher wären dabei in diesem Bereich nicht so bedauerlich unterrepräsentiert, gäbe es mehr Hochschulen wie die Justus-Liebig-Universität Gießen: sie stellt gleich zwei Wissenschaftler, die hierzu bereits auch international beachtete Beiträge geleistet haben.

Der Giessener Theologe Wolfgang Achtner, Träger des Predigtpreises des Verlags der Deutschen Wirtschaft 2005 für eine Predigt über Charles Darwin, hat maßgeblich die einsetzende, wissenschaftshistorische Wiederentdeckung von Gustav Jäger (1832-1917) angestoßen. Während in England noch immer eine erfolgreiche Kaufhauskette Jägers Namen trägt, ist in Deutschland völlig in Vergessenheit geraten, dass der kreative und umtriebige Unternehmer und Naturforscher zwei Jahre vor Charles Darwins „Die Abstammung des Menschen“ (1871) das Buch „Die Darwinsche Theorie und ihre Stellung zu Moral und Religion“ heraus gab. Darin wandte er als bekennender Protestant die von Darwin entdeckte Evolutionstheorie auf den Menschen an, fragte nach der Vereinbarkeit von Evolutionstheorie und religiösem Glauben und entwarf eine bei aller Zeitbedingtheit sogar in einigen Aspekten durchaus aktuelle Evolutionstheorie der Religion und Religionen (Jäger 1869).

Der Giessener Soziobiologe Eckart Voland organisierte und leitete 2007 die erste, internationale Konferenz zur Evolution der Religiosität in Deutschland, die in seinem neuen Buch „Die Natur des Menschen“ zu Recht ein eigenes Kapitel erhielt (Voland 2007). Das interdisziplinäre Zusammenwirken eines evangelischen Theologen (Achtner) und eines prominenten Mitglieds der humanistischen Giordano Bruno Stiftung (Voland) mag zugleich aufzeigen, dass die Evolutionsforschung nicht zuerst um die Wahrheitsfrage religiöser Aussagen kreist, sondern um die empirisch fassbaren, biologischen Bedingungen und Auswirkungen religiöser Überzeugungen.

Sind Glaubensüberzeugungen biologisch nützlich?

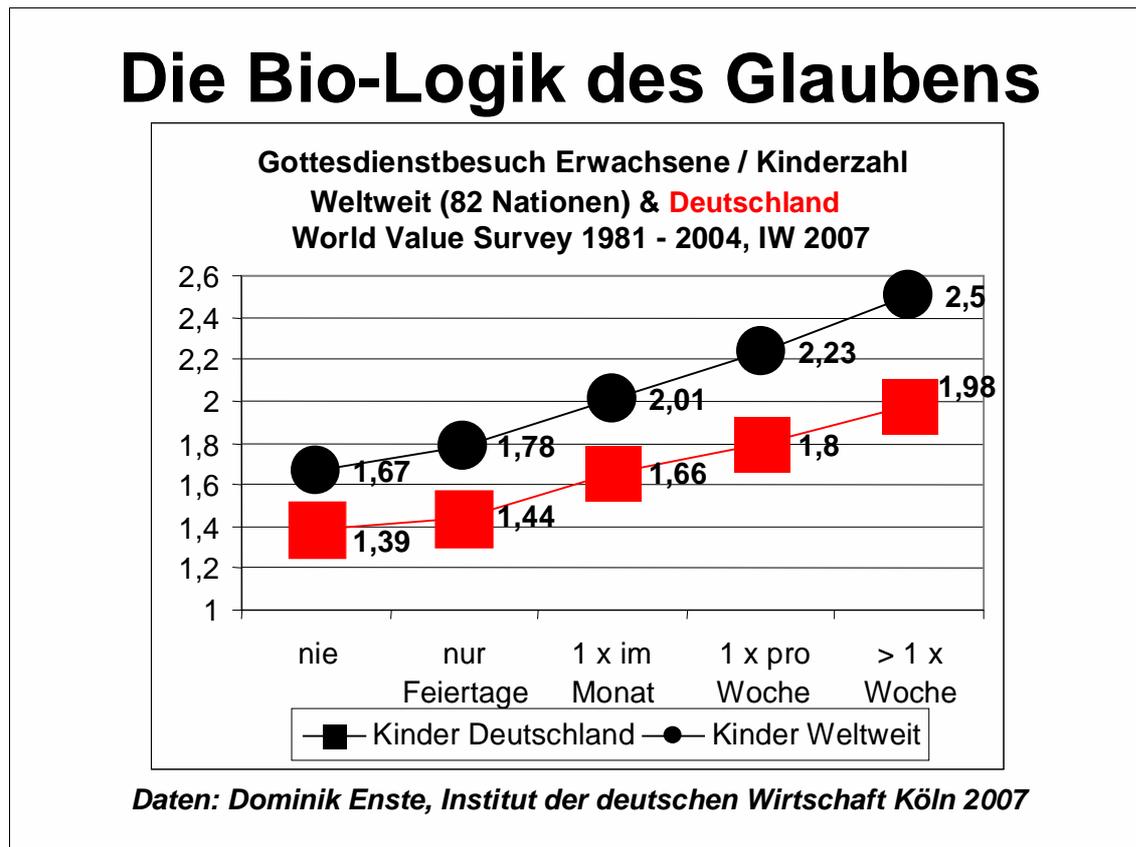
Auch heute soll es nicht darum gehen, ob die Geschichte über die Zehn Gebote wie biblisch berichtet geschehen ist - sondern darüber, ob sie den Glaubenden in einem empirisch nachvollziehbaren Sinne „biologisch nützt“.

Für den denkbaren „biologischen Nutzen“ religiösen Verhaltens sind bereits mehrere Kandidaten im Rennen, die sich natürlich nicht ausschließen müssen. Fragen der Gesundheit und Langlebigkeit, des Speicherns von Erfahrungen und der Anpassung auf die jeweilige Umwelt sowie der Förderung von Vertrauen und Kooperation zwischen den Gläubigen (nicht selten auf Kosten starken Misstrauens gegen Andersglaubende) werden genannt und längst auch in Studien und Experimenten überprüft (Vaas 2007, Bulbulia et al. 2007).

Mein persönlicher Forschungsschwerpunkt ist ein Sonderfall der Kooperation und gleichzeitig das evolutionsbiologische Erfolgskriterium schlechthin: die Reproduktion, also das Zeugen und Aufziehen von Kindern. Ein veranlagtes Merkmal, das in der Lage ist, die Zahl wiederum zeugender Kinder seiner Inhaber durchschnittlich deutlich zu erhöhen, wird sich im Genpool der jeweiligen Art durchsetzen. Was Homo Sapiens - und mit hoher Wahrscheinlichkeit auch Homo Neanderthalensis - von allen anderen uns bekannten Lebewesen unterschied und unterscheidet, ist die Fähigkeit, auch das Zeugen von Kindern vorausplanend zu verstehen und zu steuern. Beim Menschen reicht die klassische, sozialdarwinistische Formel vom „Survival of the Fittest - Überleben des Bestangepassten“ also nicht mehr aus, da gerade auch sehr erfolgreich „Überlebende“ durchaus auf Kinder verzichten können. Die moderne Demografie unterscheidet emotionale Argumente (wie „Kinder machen glücklich.“) von ökonomischen (wie „Kinder sind meine Altersversorgung.“) und normativen (wie „Kinder zu haben, entspricht Gottes Willen für den Menschen.“).

Und inzwischen kann kein empirischer Zweifel mehr bestehen: (auch) heute entscheiden sich religiöse Menschen weltweit und gerade auch in freiheitlichen und wohlhabenden Gesellschaften durchschnittlich deutlich häufiger für Ehe und Kinder als ihre säkularen Nachbarn der gleichen Einkommens- und Bildungsschicht (Daten u.a. Birg 1991, Norris et al. 2004, Brose 2006, Blume et al. 2006).

Die folgende Grafik veranschaulicht das Verhältnis von Gottesdienstbesuchen zur Kinderzahl in Deutschland und 81 weiteren Nationen aller Kontinente, in denen von 1981 bis 2004 regelmäßige World Value Surveys, Befragungen zu Werthaltungen, erhoben wurden.



Sowohl in Deutschland wie weltweit schenken häufige Gottesdienstbesucher durchschnittlich deutlich mehr Kindern das Leben als ihre säkularen Zeitgenossen.

Eine noch sehr viel umfassendere und an Genauigkeit wohl kaum zu übertreffende Datenbasis bietet uns jedoch die Schweizer Volkszählung 2000. Alle Einwohnerinnen und Einwohner des freiheitlichen und seit 160 Jahren durch keinen Krieg mehr erschütterten Alpenlandes waren zur Teilnahme gesetzlich verpflichtet, über 96% gaben ihre Religionszugehörigkeit an. Dieser einmalige Datenschatz erlaubt uns also nicht nur einen Vergleich des Reproduktionserfolges von religiös vergemeinschafteten und konfessionslosen Menschen, sondern auch den Blick auf kleinere Religionsgemeinschaften wie das Judentum, dem auch die Christen die Zehn Gebote verdanken. Im Folgenden werden die Geburtenraten aller Schweizer Kirchen und Religionsgemeinschaften verglichen, deren Mitglieder bereits mehrheitlich in der Schweiz geboren wurden.

Religiöse Zugehörigkeit	Lebendgeburten pro Frau (Rang)	Reproduktiver Vorteil zu „keine Zugehörigkeit“
Jüdische Glaubensgemeinschaft	2,06 (1)	+ 85,6%
Übrige protestantische Kirche	2,04 (2)	+ 83,8%
Neupietistisch-evangelikale Gem.	2,02 (3)	+ 82,0%
Pfingstgemeinden	1,96 (4)	+ 76,6%
Evang.-methodistische Kirche	1,90 (5)	+ 71,2%
Andere christl. Gemeinschaften	1,82 (6)	+ 64,0%
<i>Schweiz Gesamt</i>	<i>1,43</i>	+ 28,8%
Römisch-Katholische Kirche	1,41 (7)	+ 27,0%
Neuapostolische Kirche	1,39 (8)	+ 25,2%
Evangelisch-Reformierte Kirche	1,35 (9)	+ 21,6%
Zeugen Jehovas	1,24 (10)	+ 11,7%
Christ- bzw. Altkatholische Kirche	1,21 (11)	+ 9,0%
Keine Zugehörigkeit	1,11 (12)	-

Die Ergebnisse sind eindeutig: „alle“ gewachsenen Religionsgemeinschaften weisen durchschnittlich deutlich mehr Geburten pro Frau auf als die Konfessionslosen. Die jüdischen Gemeinden weisen nicht nur die höchste Geburtenrate aller mehrheitlich inländischen Religionen auf, sondern zugleich auch die höchsten Anteile an Akademikern, Inhabern leitender Positionen und Stadtbewohnern, die Konfessionslosen hierbei je übertreffend (BFS 2004). Entsprechend beispielsweise zu den christlichen Amischen oder Hutterern in den USA gibt es keine alternative Theorie, die den Reproduktionserfolg dieser Gemeinschaften im Vergleich zu ihrer jeweiligen Umgebung ohne den Faktor Religion erklären könnte.

Wie aber machen Religionsgemeinschaften das? Nicht nur religionshistorische Studien (v.a. Wilson 2002, Sosis et al. 2003), sondern auch eine Fülle psychologischer Experimente (u.a. Bering et al. 2006, Norenzayan et al. 2007, Soler 2007) verweisen auf die Kooperation fördernde Wirkung gemeinsamen Glaubens an übernatürliche Akteure, mit denen rituell kommuniziert wird. Denn von den Ahnen, Geistern oder Göttern wird geglaubt, dass sie prosoziales Verhalten zu ihren Glaubensgeschwistern in diesem und/oder nächsten Leben belohnen, Faulheit und Betrug aber hart bestrafen. Unabhängig davon, ob es diese Jenseitigen wirklich gibt und ob sie in das Geschehen tatsächlich eingreifen: schon der Glaube an sie bewirkt damit empirisch beobachtbare Verhaltensänderungen.

Kooperationsdilemmas

Das Kooperationsdilemma wird meist mit dem wohl bekanntesten Einzelspiel der Spieltheorie dargestellt: dem Gefangenendilemma. Zwei Beschuldigte werden dabei getrennt von einem Richter verhört, der jedem von ihnen Milde verspricht, wenn sie ihren Kumpan belasten. Obwohl sie mangels Beweisen viel besser durchkämen, wenn beide zusammen halten würden, ist die Gefahr groß, dass sie einander verraten. „Glaube“ ist hier eine denkbare Lösung: wenn beide Gefangenen davon ausgehen können, dass auch der je andere für einen Verrat den Zorn Gottes erwarten würde, sie aber im Falle einer Verurteilung Gottes Lohn - dann wäre der Richter recht hilflos. Und tatsächlich müssen wir selbst in demokratischen Ländern derzeit aufarbeiten, dass bei Verhören wieder Folter eingesetzt wurde, um den Zusammenhalt religiöser Extremisten aufzubrechen.

Alltäglichere Formen des Dilemmas umfassen beispielsweise Wirtschaftskontakte (Wird der andere seinen Vertragsteil einhalten?), das Allmendeproblem (Wenn ich die gemeinsamen Ressourcen schone, wird dann mein Nachbar sie einfach ausbeuten?) oder eben Sexualpartner (Wird er/sie zum gegebenen Wort stehen - oder mich betrügen, wenn es geplant oder ungeplant zu Kindern kommen sollte?). Wo es gelingt, Vertrauen und kooperative Treue der Beteiligten zu stärken, wird es zu mehr Jagderfolg, Investitionen, dem besseren Zustand gemeinsamer Güter und nicht zuletzt zu mehr und stabileren Ehen und Familien kommen.

Jeffrey Schloss folgend (Schloss 2007) können wir fünf Dimensionen der religiösen Steigerung von Kooperationsverhalten unterscheiden, von denen nur die erste auch säkular zugänglich ist.

No.	Kooperationsproblem	Lösung	Ritual
1	Trittbrettfahrer, Betrüger	Weltliche Strafe	Gericht
2	Fehlende Strafverfolgung	Übernatürliche Strafe	Gottesdienst
3	(Heimliches) Nichtglauben	Kostspielige Signale	Opfer, Initiation
4	Heuchelei	Zu zeigende Emotion	Ekstase, Furcht
5	Selbsttäuschung	Verinnerlichung	Gewissensprüfung

Die erste Stufe ist denkbar einfach: Gemeinschaften können sich darauf einigen, Personen zu bestrafen, die die Regeln brechen. In spieltheoretischen Experimenten ist tatsächlich

nachgewiesen worden, dass Menschen auch Kosten auf sich nehmen, um andere für unfaires Verhalten auch gegenüber Dritten zu bestrafen (Fehr et al. 2002). Gesellschaften entwickeln daher Formen der Rechtsprechung, die außerordentlich reich an einschüchternden Symbolen und Ritualen sind: Beim Eintreten der Richter wird sich erhoben, diese tragen symbolische Kleidung und amtieren meist erhöht und unter Wappen und Fahnen, regeln mit rituellen Gegenständen (Hammer, Glocke etc.) den Ablauf, alle Beteiligten nehmen rituell rangniedrige Rollen ein, Urteile werden mindestens „im Namen des Volkes“ ausgesprochen und so weiter. Wenn auch Justitia selbst eine Göttin war und bis heute religiöse Elemente (wie der Schwur auf eine Heilige Schrift etc.) häufig sind, kann diese erste Form der gemeinschaftlichen Durchsetzung von Kooperationstreue doch auch rein säkular ausgeübt werden.

Ein Problem stellt sich freilich schon eine Ebene höher: Strafverfolgung ist teuer und stößt einmal an die praktische Grenze der sozialen Beobachtbarkeit (denken wir an Diebstahl, Steuerhinterziehung oder Ehebruch) und auch daran, dass sich potentielle Ankläger womöglich „keinen Ärger einhandeln“ wollen und also auf kostspielige oder gar gefährliche Anklagen verzichten werden. Herrscht aber der Glaube an allwissende, übernatürliche Akteure, die jede Sünde sehen und in diesem oder nächstem Leben bestrafen - dann sind das Kläger- wie auch das Richterproblem bis in die heimliche Ecke, die Steuererklärung oder das Lotterbett hinein gemildert. Religionsgemeinschaften erneuern die Erfahrbarkeit der übernatürlichen Wächter wie auch der von ihnen eingeforderten Regeln in rituellen Gottesdiensten.

Allerdings könnten sich, Problemstufe 3, auch Leute in die Gemeinde einschleichen, die nur am Netzwerk des Vertrauens (wie den Wirtschaftskontakten oder den hübschen Töchtern) interessiert sind, die Anwesenheit der übernatürlichen Akteure aber nicht wirklich glauben. Dagegen hilft, von Mitgliedern kostspielige Signale wie Ritual-, Speise-, Kleidungs- oder Zeitvorschriften sowie materielle Opfer oder gar schmerzhaft Zutrittsschwellen (Initiationen) zu verlangen. Wer nicht auch von dem Glauben beseelt ist, damit die Gunst übernatürlicher Akteure zu gewinnen, wird seltener dabei bleiben. So konnten Sosis und Bressler an US-Gemeinschaften des 19. Jahrhunderts tatsächlich nachweisen, dass jene Gemeinschaften besonders langlebig waren, die ihren Mitgliedern viele kostspielige Signale abverlangten, wogegen säkulare und religiös „günstige“ Gemeinschaften deutlich kurzlebiger waren (Sosis et al. 2003). Auch heute lässt sich weltweit beobachten: was nichts kostet, scheint auch weniger wert. Liberale und anonym-große Religionsgemeinschaften, die von ihren einzelnen

Mitgliedern nicht viel verlangen, tendieren zum Mitgliederschwund, wogegen kleine, hoch verbindliche Gemeinschaften sowohl mehr Kinder aufziehen wie auch weitere Interessenten anlocken.

Immer noch aber könnte es, Problemstufe 4, kühle Kalkulanten geben, die all die Kosten auf sich nehmen, weil es sich ihrer Meinung nach „unter dem Strich“ lohnt. Ein probates Mittel gegen solche Heuchelei kann darin bestehen, Signale zu verlangen, die sich nur sehr schwer fälschen lassen: Emotionen. Die Religionsgeschichte kennt Trance, Ekstase, Furcht und Zittern, Tränen, Lachen, Zungenreden und zahlreiche andere Anzeichen „religiöser Erweckung“, die für Außenstehende befremdlich wirken (und befremdlich wirken sollen!) und schwer zu fälschen sind, damit aber die „wahren“ Glaubenden untereinander verbinden.

Zuletzt stehen, Stufe 5, die Gläubigen schließlich nur noch vor der Frage, ob sie sich trotz allen rechten Betragens, Gemeinschaftsengagements, Opferbereitschaft und Emotionalität vielleicht doch selbst betrügen: ob vor dem gestrengen Blick der übernatürlichen Wächter auch ihr häufig widerstrebendes Inneres bestehen kann. Die intensive Selbstprüfung in privaten Gebeten, intensives Studium und Sündenbeichten, das Ringen mit dem „alten Ich“ und den Zweifeln bis (vielleicht) zur gnädigen Erlösung sind daher fester Bestandteil der Biografien religiös bedeutsamer Menschen. Der Verzicht auf Besitz, Sexualität und Familie kann individuell oder auch als Voraussetzung für Leitungämter gewählt werden - eine Strategie, auf die ich am Ende noch einmal kommen werde.

Die geschilderte Vertiefung und Verfestigung interner Kooperationsstrukturen wird nicht von jeder Religionsgemeinschaft in vergleichbarer Intensität verwirklicht. Und auch dort, wo sie erreicht wird, ist noch keine biologisch erfolgreiche Wirkung garantiert. Extrem-religiöse Gemeinschaften wie Aum Shinrikyo, die Sonnentempler oder Heavens Gate haben ihre Anhänger in Ausbeutung, Isolation, manchmal gar Gewalt und Selbstmord getrieben. Die Shaker haben es mit dem kompletten Zölibat für alle ihre Anhänger versucht und die International Society for Krishna Consciousness (ISKCON) mit erschöpfenden Sankirtan-Touren (Ketola 2007). Aber in all diesen Fällen folgte auf eine schnelle Blüte auch wieder der unaufhaltsame Verfall. Palmer und Steadman sahen daher als langfristig erfolgreiche Strategie von Religionsgemeinschaften nur den Kinderreichtum, denn wenn diese „Individuen hilft, Nachkommen zu hinterlassen, wird sie mit diesen Nachkommen an Verbreitung gewinnen. Wenn sie das nicht tut, wird sie wahrscheinlich verschwinden.“ (Palmer et al. 2007)

Blume, M.: Die Bio-Logik der 10 Gebote / Warum verbindlicher Glaube nützt
in: Gräß-Schmidt, E., Achtner, W.: Was ist Religion?, JLU Gießen 2008, S. 40 - 70

Der Wirtschaftsnobelpreisträger Friedrich August von Hayek (1899-1992) war auf der gleichen Spur und erkannte, dass der Religion-Demografie-Zusammenhang „nicht intrinsisch, sondern historisch“ aus dem Wettbewerb der Religionen erwachse. Insofern plädierte er dafür, religiöse Lehren nicht nach rationalistischen Gesichtspunkten zu bewerten, sondern ihre „symbolischen Wahrheiten“ als reproduktiv und damit evolutionsbiologisch wirksam zu respektieren. (Hayek 1991)

Der reproduktive Wert der biblischen Überlieferung

Zu den ältesten noch existierenden Weltreligionen zählt das Judentum, dessen biblische Überlieferungen in Jahrhunderten gewachsen sind und dessen Auslegungen sich in christlicher und islamischer Umgebung unter Assimilationsdruck und Diskriminierung einerseits, dem Verbot der Werbung oder auch nur Aufnahme von Konvertiten andererseits bewähren mussten. Das Bestehen als Minderheit war hier nur möglich, wenn einerseits der Zusammenhalt der Gemeinschaft auch durch kostspielige Signale (wie Speise-, Kleidungs- und Ritualgebote) geschützt und zugleich große Familien gepflegt wurden. Das religiös unterfütterte Kooperationsvertrauen untereinander und die diskriminierende Verdrängung aus vielen Berufen andererseits führten zudem, vergleichbar beispielsweise zu Sikhs, Jains und Parsen in Indien oder den Quäkern in England, zu erfolgreichem, unternehmerischem, künstlerischem und wissenschaftlichem Engagement und zur Einrichtung gemeinschaftlicher Einrichtungen insbesondere für die religiöse wie weltliche Bildung der Kinder.

Biblisch spielen reproduktive Kooperationen noch vor wirtschaftlichen oder politischen Erwägungen eine Rolle: „Seid fruchtbar und mehret euch!“ lauten nach der Bibel Gottes allererste Worte an den Menschen (Genesis 1,28) und damit nach jüdischer Auslegung das erste aller 613 biblischen Ge- und Verbote. Abrahams Segen besteht in der Zusage einer großen Nachkommenschaft. Auch berichtet eine ältere Überlieferung davon, wie Gott den Onan niederstreckt, weil dieser zwar den Beischlaf mit Tamar mehrfach genießen, sich per Coitus interruptus aber der ehevertraglichen Pflicht eines Kindes entziehen will (Genesis 38).

Das Buch Exodus, in dem das Volk Israel auch religiös identifiziert wird und am Sinai die Gebotstafeln erhält (eine weitere Version der zehn Gebote findet sich in Deuteronomium 5), beginnt bezeichnenderweise mit einer explizit religionsdemografischen Konfliktgeschichte: Ein Pharao, der den Beitrag der Israeliten zu Ägyptens Wohlergehen nicht mehr erkennt,

fürchtet sich vor dem Kinderreichtum (!) der religiösen Minderheit. Die Verschärfung der Diskriminierung verbreitert jedoch die (auch demografische) Differenz nur und schließlich eskaliert der Konflikt bis zum Auszug des Volkes Israel unter Moses.

In dieser Rahmenhandlung können wir nun die Bio-Logik der zehn Gebote untersuchen:

Exodus 20

Das erste Gebot: Gottes Exklusivität

1 Dann sprach Gott alle diese Worte:

2 Ich bin der Herr, dein Gott, der dich aus Ägypten geführt hat, aus dem Sklavenhaus.

3 Du sollst neben mir keine anderen Götter haben.

Gerade mit dem Bezug auf dieses Gebot sind häufig die religiöse Toleranz von Polytheismen oder auch die narrativen Freiheiten vorschriftlicher Stammesreligionen mit der mindestens nach innen gerichteten Intoleranz des Monotheismus verglichen worden. Unter dem Aspekt der Herausbildung von Kooperationsgemeinschaften ist die Entwicklung jedoch zwingend: In eng verwandten Kleingruppen, wie wir sie in Wildbeutekulturen kennen, vermag der Glaube an gemeinsame Ahnen sowie einige Geister und Götter völlig ausreichen, um regelkonformes, kooperationsförderliches Verhalten zu gewährleisten. In wachsenden Agrargesellschaften, die den Vertrauensaufbau mit immer mehr Nichtverwandten erfordern, treten die Ahnen hinter zunehmend abstrakte und machtvolle Götter mit bald unterscheidbaren Zuständigkeiten (Fruchtbarkeit, Krieg, Handel, Stadt etc.) zurück. Um komplexe Stadtkulturen, in denen der Umgang mit Nichtverwandten zum Alltag gehört und eine wachsende Vielzahl von Optionen von Gemeinschaft und Familie ablenkt, gedeihen schließlich hoch verbindliche, mono- oder henotheistische Kulte. (Sanderson 2007) Der Aufstieg von Juden- und dann vor allem Christentum in der spätantiken Welt wurde maßgeblich durch die verbindlicheren Gemeinschafts- und Familienstrukturen begünstigt, die auch Frauen der Mittel- und Oberschichten ansprachen. Während die spätantike Population in Griechenland und Rom demografisch verfiel, bewährten sich die monotheistischen Religionen auch reproduktiv. (Wilson 2002) Bis heute sind die Vorstädte das klassische Entstehungs- und Verbreitungsgebiet besonders verbindlicher (auch: fundamentalistischer) Gemeinschaften sowohl christlicher, islamischer, hinduistischer und weiterer Hintergründe. (Blume 2007)

Der Alleinanspruch Gottes auf seine Anhängerschaft war und ist also Bedingung für die unbedingte Geltung der Gebote auch in multioptionaler Anfechtung und damit für den Erfolg der Gemeinschaft. Sich aus einem Angebot von Göttern den je zu den eigenen Wünschen passenden Partner auszuwählen, kann keine vergleichbare Verbindlichkeit schaffen. Wer sich dem Eingott anschließt, wird exklusiv (wörtlich: anderes ausschließend) Teil einer Gemeinschaft unter einem religiösen Recht, die erste Dimension der Kooperationssteigerung.

Das 2. Gebot: Bilderverbot und Omnipräsenz

4 Du sollst dir kein Gottesbild machen und keine Darstellung von irgendetwas am Himmel droben, auf der Erde unten oder im Wasser unter der Erde.

5 Du sollst dich nicht vor anderen Göttern niederwerfen und dich nicht verpflichten, ihnen zu dienen. Denn ich, der Herr, dein Gott, bin ein eifersüchtiger Gott: Bei denen, die mir Feind sind, verfolge ich die Schuld der Väter an den Söhnen, an der dritten und vierten Generation;

6 bei denen, die mich lieben und auf meine Gebote achten, erweise ich Tausenden meine Huld.

Die „Eifersucht“ Gottes als des übernatürlichen Akteurs, der die Gemeinschaftsregeln überwacht, wird hier nicht nur dramatisch und mit einem weiteren, bezeichnenden Hinweis auf kommende Generationen bekräftigt, sondern auch in einem wesentlichen Punkt konkretisiert: Klassische Gottheiten waren bildhaft dargestellt, was über die Implikation verschiedener Götter hinaus nicht selten den Eindruck erweckte, sie wohnten ausschließlich in Tempelbezirken oder man könne sich vor ihren Augen verbergen. Der Gott Israels dagegen war und ist bildlos - und damit allgegenwärtig. Er ist in der Lage, Übeltäter über Generationen hinweg überall „heim zu suchen“ und umgekehrt „Tausenden“ seine „Huld“ zu erweisen. Die Nichtbildlichkeit des Eingottes unterstreicht so seine Wirkung als übernatürlicher Richter und hebt die Vergleich- und Kombinierbarkeit mit der polytheistischen Götterwelt auf. Explizit wird hier die zweite Dimension der Kooperationssteigerung angesprochen.

Das 3. Gebot: Den Namen nicht missbrauchen

7 Du sollst den Namen des Herrn, deines Gottes, nicht missbrauchen; denn der Herr lässt den nicht ungestraft, der seinen Namen missbraucht.

Die Problemstufen 3 und 4, der leichtfertige oder gar gezielte Missbrauch des Gottesnamens gerade zur Anbahnung eines Kooperationsbetruges, wird hier explizit thematisiert und mit

Strafe bewehrt. Nicht wenige jüdische und christliche Stimmen haben dieses Gebot zu einem generellen Verbot von Schwüren ausgeweitet, da dieses impliziere, dass es einen Unterschied zwischen dem Wahrheitsgehalt der Alltagsaussagen und der Schwüre gebe. Der wahre Glaubende solle dagegen stets nur Wahres sagen.

Das 4. Gebot: Der Sabbat

8 Gedenke des Sabbats: Halte ihn heilig!

9 Sechs Tage darfst du schaffen und jede Arbeit tun.

10 Der siebte Tag ist ein Ruhetag, dem Herrn, deinem Gott, geweiht. An ihm darfst du keine Arbeit tun: du, dein Sohn und deine Tochter, dein Sklave und deine Sklavin, dein Vieh und der Fremde, der in deinen Stadtbereichen Wohnrecht hat.

11 Denn in sechs Tagen hat der Herr Himmel, Erde und Meer gemacht und alles, was dazugehört; am siebten Tag ruhte er. Darum hat der Herr den Sabbattag gesegnet und ihn für heilig erklärt.

Wenige Gebote haben eine so große Wirkung erzielt und sind doch von ihrer Umgebung mit so viel Unverständnis betrachtet worden wie der Sabbat, den die Überlieferung sogar mit der Schöpfung selbst verknüpft. Neben der Gottesdienstverpflichtung für die Hausväter stehen religiöse Rituale im Familienkreis: die Mutter opfert symbolisch etwas Brot, entzündet die Sabbatkerzen und spricht den Segen. Auf einem geschmückten Stuhl empfängt sie von ihrem Mann das biblische „Lob der tüchtigen Hausfrau“. In die abschließende Hawdala-Zeremonie wird das jüngste Kind eingebunden. Über alle denkbaren gesundheitlichen und ökologischen Aspekte hinaus handelt es sich beim Sabbat um die Verschränkung 1. der gottesdienstlichen Verpflichtungen in Religionsgemeinschaft und Familie, 2. ein gut zu überwachendes und gleichzeitig sehr kostspieliges Signal, 3. einen rituell gegliederten Tag der Lehre, Besinnung und damit religiösen Emotionen und damit 4. um eine Gelegenheit zur Selbstprüfung. Der Sabbat hebt die Glaubenden aus den alltäglichen und auch wirtschaftlichen Verflechtungen der Umgebung heraus und verweist sie auf die je eigene Familie und Glaubensgemeinschaft. Neben und vielleicht noch vor den umfangreichen Speisegeboten dürfte das Sabbatgebote das familiäre wie gemeinschaftliche Überleben des Judentums als Minderheit gesichert haben.

Das 5. Gebot: Die Eltern ehren, Generationenvertrag

12 Ehre deinen Vater und deine Mutter, damit du lange lebst in dem Land, das der Herr, dein Gott, dir gibt.

Die vertikale (Eltern-Kinder)-Tradition des gesamten Lebensvollzuges einschließlich des Glaubens wird hier durch religiös geforderte Kooperation abgestützt und vertieft. Für die ältere Generation ist es attraktiv, gerade (auch) dieses Gebot zu vermitteln - und die junge Generation wird explizit darauf hingewiesen, selbst einmal auf Altersversorgung durch eigene Kinder angewiesen zu sein. Auch die alten Menschen zu achten und zu verpflegen wird so zu einem kostspieligen Signal nach innen und außen, ermöglicht und ermutigt die Weitergabe religiöser Lehren durch die ältere Generation und bekräftigt die emotionale, ökonomische und normative Nutzenerwartung an Kinder.

Das 6. Gebot: Du sollst nicht morden

13 Du sollst nicht morden.

In einer Gemeinschaft zu leben, in der Tötungen religionsgesetzlich eingeschränkt und von einem übernatürlichen, omnipräsenten Richter sanktioniert wurden, erhöht einsichtig die Überlebenschancen aller Mitglieder. Das Mordverbot schaffte dabei weder das Recht auf militärische Verteidigung noch auf die Todesstrafe für biblisch bestimmte Verbrechen ab, wurde aber umgekehrt als Verpflichtung gelesen, Mitmenschen beispielsweise vor dem Hungertod zu bewahren.

Das 7. Gebot: Du sollst nicht Ehe brechen

14 Du sollst nicht die Ehe brechen.

Weltweit zeigen Frauen durchschnittlich höheres, religiöses Interesse, bejahen religiöse Überzeugungen durchschnittlich stärker und engagieren sich stärker ehrenamtlich in religiösen Gemeinschaften. Gleichzeitig dominieren Männer die sichtbaren, religiösen Rollen. Religiöse Vergemeinschaftung erweist sich als wirksames Merkmal nicht nur des direkten Reproduktionserfolges, sondern auch der sexuellen Selektion, der Auswahl geeigneter Sexualpartner. (vgl. Euler 2004, Slone 2007)

Schon rein biologisch gesehen hatten (und haben) jene Menschenfrauen mehr reproduktiven Erfolg, die sich auf treue und familienorientierte Ehepartner sowie (etwa im Fall deren vorzeitigen Ablebens) auf verlässliche Gemeinschaftsstrukturen zur sprichwörtlichen Versorgung der Witwen und Waisen stützen konnten. Männer konnten (und können) also

durch sichtbares, religiöses Engagement ihre Attraktivität erhöhen und haben, gerade wenn sie nur in eine Familie investieren, dann auch ein größeres Interesse an stabilen Strukturen und der Sicherheit, nicht genetisch getäuscht zu werden. Indem sowohl die religiöse Gemeinschaft wie auch der übernatürliche Richter den Ehebund segnen und überwachen, werden reproduktive Kooperationsdilemmata (etwa wechselseitige Befürchtungen der Untreue) zwar nicht abgeschafft, wohl aber minimiert.

Biblisch sind wir genau diesem Dilemma bereits in der Tamar-Geschichte (Genesis 38) begegnet, in der Gott konsequent und buchstäblich über männliche Leichen hinweg die ehevertraglichen Rechte einer einheiratenden Ausländerin gegen männliche Kniffe verteidigt. Goethe hat genau dieses Dilemma in seiner sprichwörtlichen „Gretchenfrage“ verewigt. Als Faust mit Gretchen das Lager teilen will, fragt diese nicht nach Vermögen oder Titeln, sondern: „Wie hast Du's mit der Religion?“. Und Faust weiß sofort, wohin diese Frage zielt und versucht ihr mit säkularen Treuebekundungen auszuweichen.

FAUST, Kapitel 16, Marthens Garten.

MARGARETE:

Versprich mir, Heinrich!

FAUST:

Was ich kann!

MARGARETE:

Nun sag, wie hast du's mit der Religion?

Du bist ein herzlich guter Mann,

Allein ich glaub, du hältst nicht viel davon.

FAUST:

Laß das, mein Kind! Du fühlst, ich bin dir gut;

Für meine Lieben ließ' ich Leib und Blut,

Will niemand sein Gefühl und seine Kirche rauben.

MARGARETE:

Das ist nicht recht, man muß dran glauben.

Und damit kein Zweifel bleibt, spottet später auch noch Goethes Teufel:

MEPHISTOPHELES:

Ich hab's ausführlich wohl vernommen,
Herr Doktor wurden da katechisiert;
Hoff, es soll Ihnen wohl bekommen.
Die Mädels sind doch sehr interessiert,
Ob einer fromm und schlicht nach altem Brauch.
Sie denken: duckt er da, folgt er uns eben auch.

Gretchen hatte in der Tat versucht, Faust zu „katechisieren“ - also nicht nach irgendeiner, sondern einer gemeinschaftlich verbindlichen Glaubensausprägung von Religiosität gefragt. Denn nicht irgendein religiöser Anspruch, sondern Frommheit und Schlichtheit „nach altem Brauch“ - also nach auch demografischer Bewährung! - versprechen reproduktive Sicherheit. Indem sich Gretchen mit der faustischen Mischung aus Konfessionslosigkeit, Agnostizismus und Pantheismus zufrieden gibt, stürzt sie zunächst ihre Familie ins Unglück, tötet dann verzweifelt das uneheliche Kind und wird am Ende hingerichtet. Im reproduktiven Kooperationspiel hat sie den maximalen Verlust erlitten.

Goethe hatte für das Gretchen ein reales Vorbild - als junger Anwalt hatte er den Mordprozess gegen die Frankfurterin Susanna Brandt beobachtet, die von einem Durchreisenden geschwängert, verlassen und nach dem Verzweiflungsmord an ihrem Kind zum Tode verurteilt worden war. Sein Gretchen nimmt aber auch empirische Befunde heutiger Zeit vorweg.

Die folgende Tabelle listet wiederum alle mehrheitlich von in der Schweiz geborenen Mitgliedern geprägte Religionsgemeinschaften und die Konfessionslosen in der Reihenfolge ihres Frauenanteils auf und vergleicht nicht religiöse Lehre, sondern empirisch das Beziehungsverhalten der Beteiligten.

	Anteil Frauen (Rang)	Anteil an Ehen an Paarbeziehungen	Anteil Paare mit Kind(ern)	Anteil Einpersonenhaushalte	Anteil endogame Ehen	Anteil Allein-erziehende
ZeJ	57,4% (1)	99,3% (1)	53,3% (4)	10,8% (3)	71,3% (2)	5,2% (6)
EmK	56,4% (2)	97,1% (5)	49,8% (8)	13,4% (5)	62,1% (5)	3,0% (1)
AcG	54,9% (3)	93,9% (6)	51,2% (6)	15,2% (7)	31,2% (11)	6,8% (7)
Pfg	54,6% (4)	98,5% (3)	63,8% (2)	10,4% (2)	69,9% (3)	5,1% (5)
ÜpK	54,6% (5)	97,8% (4)	59,4% (3)	11,4% (4)	66,4% (4)	4,2% (4)
NaK	54,1% (6)	91,1% (8)	44,6% (9)	15,6% (8)	55,4% (7)	5,9% (10)
CkK	53,9% (7)	89,4% (10)	41,7% (11)	17,6% (11)	28,7% (12)	5,6% (9)
Npt	53,5% (8)	98,9% (2)	65,6% (1)	9,2% (1)	76,1% (1)	3,4% (2)
ErK	52,7% (9)	88,2% (11)	44,0% (10)	16,7% (10)	53,3% (9)	5,4% (7)
RkK	51,6% (10)	89,8% (9)	51,4% (5)	14,2% (6)	60,6% (6)	5,5% (8)
Jüd	51,0% (11)	93,9% (7)	51,0% (7)	16,2% (9)	54,0% (8)	6,3% (11)
ScG	51,0%	89,0%	48,5%	15,4%	53,6%	5,8%
KeZ	45,9% (12)	81,5% (12)	40,0% (12)	20,7% (12)	48,5% (10)	7,8% (12)

Daten: BFS 2004, S. 67, 114, 115

In allen religiösen Kategorien sind Frauen stärker vertreten, dafür dominieren Männer mit 54,1% deutlich die große Gruppe ohne Zugehörigkeit (KeZ). Genau in dieser Kategorie, zu der auch Faust gehört hätte, finden sich die höchsten Anteile an eheähnlichen Partnerschaften statt rechtsverbindlicher Ehen, der geringste Anteil an Paaren mit Kindern, der höchste Anteil an Alleinlebenden und trotz des geringsten Frauenanteils und der geringsten Kinderzahl der höchste Anteil an (meist weiblichen) Alleinerziehenden.

Die Schweizer Frauen sind zudem nicht einfach nur in einem indifferenten Sinn häufiger religiös vergemeinschaftet, sondern häufiger in den Gemeinschaften anzutreffen, in denen Menschen seltener allein leben, festere Bindungen miteinander auch auf religiöser Grundlage eingegangen und Kinder gemeinsam aufgezogen werden.

Die entsprechenden Rangkorrelationen nach Spearman lauten 0,696 im Hinblick auf häufige Ehen in Paarbeziehungen, 0,622 zu mehr Paaren mit Kindern, 0,434 zu geringeren Anteilen an Einpersonenhaushalten, 0,629 zur höheren Endogamierate und 0,378 zur geringeren Rate

an Alleinerziehenden. Nicht nur theologisch oder anekdotisch, sondern auch messbar setzen sich religiöse Gemeinschaften damit im Beziehungsverhalten von ihrer Umgebung ab.

Evolutionsbiologisch erweisen sich die religiösen Veranlagungen und Präferenzen auch der Frauen damit weiterhin als bio-logisch adaptiv. Übernatürliche Akteure, die keine Familien fördern und stabilisieren, bringen sich unweigerlich um ihre engagierteste Anhängerschaft.

Das 8. Gebot: Nicht stehlen

15 Du sollst nicht stehlen.

Die übernatürliche Bekräftigung der Eigentumsrechte anderer fördert nicht nur innergemeinschaftliche Wirtschaftskontakte (Der andere wird mich nicht betrügen, denn Gott würde ihn strafen.), sondern senkt auch Sicherheitskosten (Hier wird keiner stehlen.) und entschärft das Allmendeproblem (Wenn ich jetzt noch mehr verbräuche, begehe ich Diebstahl vor Gottes Augen.), ja wendet sich sogar gegen Faulheit (Die Zeit, die ich hier vertrödele, stehle ich dem Auftraggeber.). Wie auch Sikhs, Jains und Parsen in Indien konnten daher Juden in Europa und der islamischen Welt gerade als religiöse und häufig diskriminierte Minderheit untereinander besonders verlässliche Geschäfts- und Handelskontakte auch über große Entfernungen knüpfen - was allen genannten Gemeinschaften übrigens auch prompt Neid und Argwohn aus der weniger erfolgreichen Umgebung eintrug.

Das 9. Gebot: Keine Reputation manipulieren

16 Du sollst nicht falsch gegen deinen Nächsten aussagen.

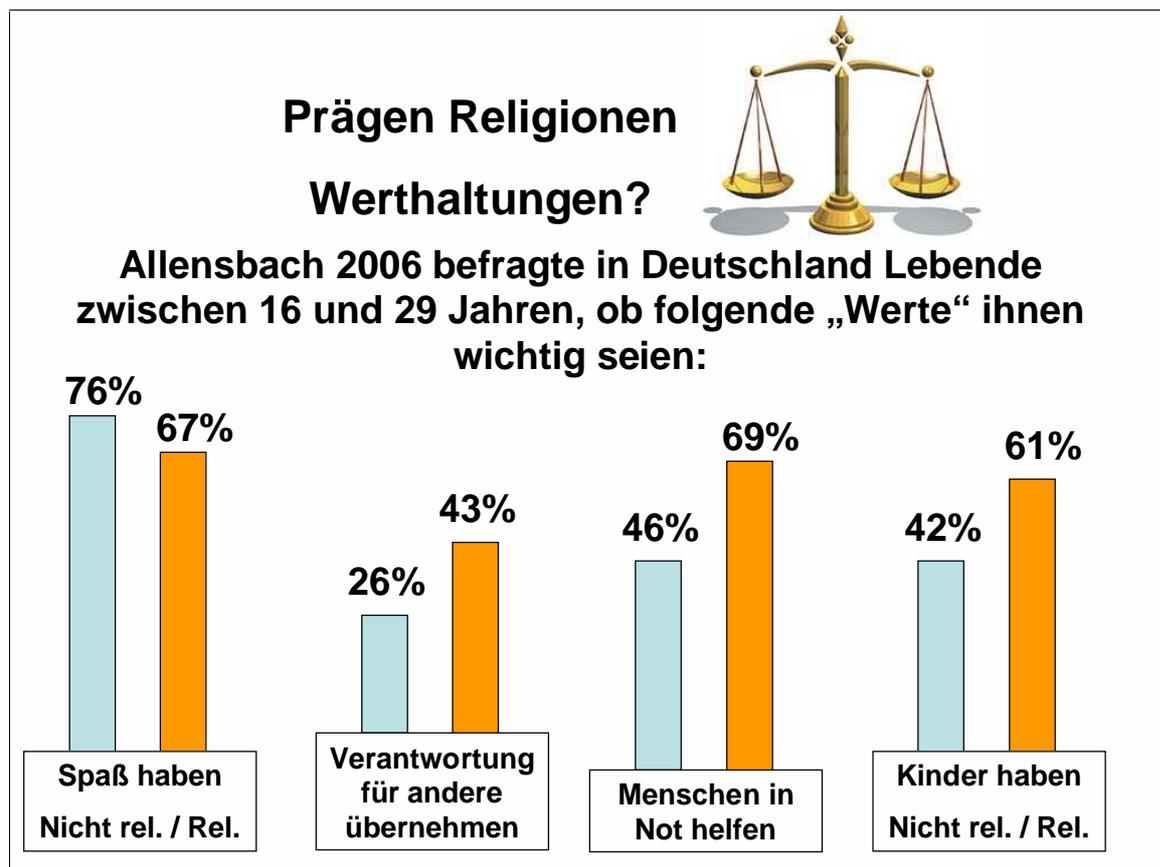
Sowohl die scharfe Abgrenzung gegen Trittbrettfahrer, Betrüger wie auch Heuchler innerhalb der Gemeinschaft birgt die Gefahr in sich, dass auch „wahre Glaubende“ durch Tratsch ausgegrenzt werden und die Gemeinde verlassen oder sich umgekehrt Heuchler etwa durch Zuwendungen unverdiente Reputation verschaffen. Indem das Gebot sowohl das Ansehen schädigende wie fördernde Rede explizit göttlicher Beobachtung unterstellt, wirkt sie dieser Gefahr entgegen und stärkt die Präzision der innergemeinschaftlichen, sozialen Beobachtung. Dass zudem mit der Einschränkung von Tratsch auch potentielle Konflikte mit der Umgebung vermieden werden, kommt hinzu.

Das 10. Gebot: Gewissensprüfung

17 Du sollst nicht nach dem Haus deines Nächsten verlangen. Du sollst nicht nach der Frau deines Nächsten verlangen, nach seinem Sklaven oder seiner Sklavin, seinem Rind oder seinem Esel oder nach irgendetwas, das deinem Nächsten gehört.

Das zehnte Gebot zielt nun nicht mehr auf das beobachtbare Verhalten, sondern auf die letzte Stufe der Kooperationssteigerung: die Verinnerlichung des gemeinschaftsförderlichen Verhaltens. Inwiefern das religiöse Ankämpfen gegen egoistisches „Verlangen“ echte Verhaltensänderungen nach sich ziehen kann oder eher als Täuschungsmanöver gewertet werden muss, gehört zu den beliebtesten Themen religionskritischer Polemik, die in der Tat auf Unmengen an Fehlverhalten auch unter Frommen hinweisen kann.

In einer Befragung unter jungen, in Deutschland lebenden Erwachsenen konnte Allensbach 2006 tatsächlich Wertunterschiede zwischen jenen Befragten, die sich als nichtreligiös einschätzten und ihren religiösen Zeitgenossen ausmachen.



Die These, dass religiöse Menschen tatsächlich durchschnittlich mehr spenden und häufiger ehrenamtlich aktiv sind, ist empirisch ebenfalls längst gesichert (Priller, Sommerfeld 2005). Daten zu real abweichendem, reproduktiven Verhalten religiöser Menschen haben wir bereits gesehen. Mitglieder gewachsener Religionsgemeinschaften behaupten nicht nur, dass sie gerne mehr Kinder hätten - sie bekommen durchschnittlich tatsächlich mehr als ihre säkularen Nachbarn. Mindestens für diesen, evolutionsbiologisch fitness-entscheidenden, Verhaltensbereich sprechen die Daten also für eine auch verinnerlichte Wirkung religiöser Überzeugungen.

Und wie steht es mit den Emotionen, die die Gemeinschaft verbinden sollen?

Der emotionale Abschluss von Exodus 20

18 Das ganze Volk erlebte, wie es donnerte und blitzte, wie Hörner erklangen und der Berg rauchte. Da bekam das Volk Angst, es zitterte und hielt sich in der Ferne.

19 Sie sagten zu Mose: Rede du mit uns, dann wollen wir hören. Gott soll nicht mit uns reden, sonst sterben wir.

20 Da sagte Mose zum Volk: Fürchtet euch nicht! Gott ist gekommen, um euch auf die Probe zu stellen. Die Furcht vor ihm soll über euch kommen, damit ihr nicht sündigt.

Gläubige Juden sind von der Bibel gehalten, sich täglich der Exodusgeschichte und damit auch der Zentralgebote zu erinnern (Dt. 16,3). Wie schon beim Sabbatende erhält auch beim Pessach-Hochfest, das zentral um die Ägyptengeschichte kreist, das fragende Kind einen zentralen, liturgischen Platz. Seine Fragen lösen die mythologische Erzählung aus, nach der sich jede Generation selbst das Sinaiereignis vergegenwärtigen soll. "Wenn dein Kind dich dann später einmal fragen sollte: Was hat es auf sich mit diesen Satzungen, Geboten und Rechtsverordnungen, die euch der Ewige, unser Gott, anbefohlen?, so sprich zu ihm: Sklaven waren wir dem Pharao in Ägypten, doch der Ewige führte uns heraus aus Ägypten mit starker Hand" (Dt. 6,20-21) Auch hier wird also das Kind zum zentralen Bestandteil eines religiös-familiären Rituals und erhält damit weiteren, normativen Wert. Ohne Kinder kein Pessach, kein Vergegenwärtigen von Sinai, keine religiöse Tradition. Die gewachsene Überlieferung der Zehn Gebote verknüpft religiöse mit reproduktiven Motivationen, mit auch biologisch messbarem Erfolg. Theologen und Biologen haben gemeinsam noch einiges zu entdecken.

Zur Klärung häufiger Missverständnisse

Womöglich weil dieser interdisziplinäre Brückenschlag zwischen den getrennten „Kulturen“ der Natur- und Geisteswissenschaften ungewohnt ist, trifft die entstehende, empirische Evolutionsforschung zur Religion des Menschen immer wieder auf ein bestimmtes Set von Missverständnissen, auf die ich vor Abschluss des Vortrages gerne eingehen will.

1. Selbstverständlich besagt die These einer reproduktiven Wirkung religiöser Vergemeinschaftung nicht, dass das Merkmal die Kinderzahl alleine beeinflusst. Bei keinem Säugetier wird der Reproduktionserfolg von nur einem biokulturellen Merkmal determiniert. Bildung, Einkommen, wirtschaftliche und staatliche Rahmenbedingungen u.v.m. spielen beim Menschen eine große und demografisch gut untersuchte Rolle. So haben in Agrargesellschaften Menschen schon aus ökonomischen Erwägungen (Kinder als Arbeitskräfte und Altersversorgung) sehr viele Kinder, in sich entwickelnden Marktgesellschaften (derzeit auch z.B. in der Türkei und Indien) werden Nachkommen dagegen zu massiven Kostenfaktoren, die Geburtenraten brechen entsprechend ein. Nur: ein „relativer“ Reproduktionsvorteil religiös vergemeinschafteter Menschen gegenüber den säkularen Nachbarn bleibt zumindest nach bisherigem Kenntnisstand bestehen. Und in entwickelten, wohlhabenden Gesellschaften, in denen Kinder ihren wirtschaftlichen Nutzen verlieren, scheint dieser Vorteil deutlich größer zu werden.

2. Wie jede wissenschaftliche These ist auch der förderliche Zusammenhang zwischen Religion und Reproduktion natürlich potentiell falsifizierbar. Dazu müsste eine alternative Erklärung derzeit sowohl die religionsdemografischen Befunde (einschließlich der Schweizer Volkszählung) wie auch die höheren Kinderzahlen von orthodoxen Juden, Amischen, Hutterern und anderen Gemeinschaften im Vergleich zu ihrer je großstädtischen bzw. agrarischen Umwelt ohne den Faktor Religion erklären können. Die klassische Hypothese, wonach sich der Kinderreichtum religiöser Familien ausschließlich aus anderen Faktoren wie Bildung oder Einkommen herleiten lässt, ist sowohl an Befunden deutscher Familiensurveys (Brose 2006) wie auch an den o.g. Daten der Schweizer Volkszählung widerlegt. Es ist ein interessantes Phänomen, dass mancher auf ungesicherter Datenbasis religiösen Überzeugungen Verhaltenspotentiale wie Gewalt, Intoleranz u.ä. zuschreiben, umgekehrt aber harte Daten zu biologischem Erfolg religiöser Lebensführung nicht wahrhaben will.

3. Ein klassischer Einwand von Theologen gegen und eine klassische Erwartung von Religionskritikern an funktionalistische Religionstheorien lautet, dass sich jede identifizierte Funktion außerreligiös ersetzen lasse. Hier fehlt jedoch jeder Beleg dafür. Schon eine einzige säkulare Gemeinschaft, die ohne Rückgriff auf Mythologien von jenseitigen Akteuren zwei Jahrhunderte reproduktiven Erfolg wie die Amischen oder das orthodoxe Judentum erreichen würde, würde die These einer funktionalen Ersetzbarkeit religiöser Vergemeinschaftung untermauern. Nur ist auch nach intensiver historischer und zeitgenössischer Suche bisher kein einziges Beispiel für eine solchermaßen wirksame, säkulare Substitution bekannt.

4. Ein außerordentlich beliebter Rückgriff zur Zurückweisung religionsbezogener Thesen besteht im Vorwurf mangelnder Definition des Phänomens. Ann Taves (2007) folgend war hier jedoch eingangs Religion klar als Glauben an und Verhalten zu übernatürlichen Akteuren definiert. Der Buddhismus widerspricht dieser Definition nicht, sondern illustriert sie: wir haben synkretistisch-volksreligiöse Varianten des Buddhismus, in denen an Glauben an und Verhalten zu Bodhisatvas, Göttern, Geistern und Ahnen kein Mangel besteht. Und wir haben streng philosophische Strömungen, die jeden übernatürlichen Akteur als Illusion ablehnen und auch den Buddha selbst entmythologisieren. Und welche Variante führt auch hier zu mehr reproduktivem Erfolg? Gerade das weithin unverbundene Nebeneinander familien- und tempelorientierter Volksreligiosität buddhistischer Zuwanderergemeinschaften auf der einen und kinderarmer buddhistisch-philosophischer Zentren in westlichen Ländern andererseits unterstreicht die Wirkung genuin religiösen Glaubens an übernatürliche Personalitäten, die nach bisherigem Kenntnisstand nicht wirkungsgleich philosophisch zu ersetzen sind.

5. Erkenntnistheoretisch lassen sich aus empirischen Befunden nur falsifizierbare Hypothesen, nicht aber absolute Wahrheiten ableiten. Insofern beweist die Evolutionsforschung die Existenz jenseitiger Akteure ebenso wenig, wie sie sie widerlegt. Es ist logisch völlig möglich, damit auch religiöses Verhalten als zielloses Produkt eines kosmischen Zufalls zu erklären; oder umgekehrt, das gesamte Universum auf einem grandiosen Pilgerweg zu wähen, an dessen Anfang und Ende, Alpha und Omega, ein Schöpfergott steht. „Warum hast Du die Welt erschaffen?“, fragt der Prophet Muhammed Gott laut einer beliebten Tradition. „Ich bin ein Schatz, und möchte entdeckt werden.“, soll die Antwort gelautet haben. Weder aus religiöser noch naturalistischer Sicht scheinen mir daher Ängste vor einer an empirischen Fakten orientierten und damit immer falsifizierbaren Religionsforschung gerechtfertigt.

7. Eine evolutionsbiologische Beschreibung eines Merkmals impliziert auch noch keine abschließende Bewertung. Evolution belohnt biologischen Erfolg und ihre immer vorläufigen Ergebnisse sind nicht notwendig gut oder schlecht, niedlich oder harmonisch. So haben sich sowohl Veranlagungen zum Liebestaumel wie zur Aggressivität in der Evolution des Menschen herausgebildet, ohne dass wir deswegen pauschale Urteile dazu treffen könnten. Und völlig analog beispielsweise zur menschlichen Musikalität kann auch die menschliche Religiosität sowohl zur friedlichen Integration von Gruppen und damit zur Förderung lebensförderlicher Kooperationen beitragen, wie auch umgekehrt zur Manipulation von Anhängern, Herabwürdigung und Ausgrenzung anderer missbraucht werden. Idealerweise kann Wissenschaft dazu beitragen, Verständnis und Rahmenbedingungen zu schaffen, die die positiven Wirkungen je von Musik oder Religion zur Geltung kommen lassen, negative Entwicklungen aber frühzeitiger zu erkennen und zu unterbinden helfen.

8. Ein sehr häufiges Missverständnis besteht in der Verwechslung von Tradition und Religion. Die höhere Geburtenrate wird dann als ein Verzögerungseffekt aufgefasst, gewissermaßen als eine Belohnung der Treue an das, was „früher“ gegolten habe. Dem religionsdemografischen Befund hält dies nicht stand. Sowohl die spätantiken Religionen wie auch der Katholizismus des 20. Jahrhunderts und die Beharrungsstrategien etwa der Neuapostolischen Kirche und der Zeugen Jehovas, die beispielsweise Betreuungs- und Bildungseinrichtungen zur Entlastung der Eltern bislang verweigern, gingen je mit einem massiven Rückgang der Geburtenraten, sichtbar auch in o.g. Daten der Schweizer Volkszählung, einher. Reproduktiv erfolgreich waren und sind dagegen jene Gemeinschaften, die evolvieren: Bewährtes erhalten und sich gleichzeitig auf neue Anforderungen der Umwelt einzustellen. Religionshistorisch zeichnen sowohl Stabilität wie Veränderungen erfolgreiche Entwicklungen aus: Denken wir an die Abschaffung der Polygamie auch im Judentum oder die Einführung der Alleinverdienerehe im Bürgertum der Frühindustrialisierung. Die bereits mehrfach erwähnte Schwagerehe nach Genesis 38 ist ebenfalls ein schönes Beispiel. Die Bibel schreibt diese verbindlich vor: „Wenn Brüder beieinander wohnen und einer stirbt ohne Söhne, so soll seine Witwe nicht die Frau eines Mannes aus einer andern Sippe werden, sondern ihr Schwager soll zu ihr gehen und sie zur Frau nehmen und mit ihr die Schwagerehe schließen.“ (Dtn 5,5). „Bibeltreue“ Christen, die aus der Bibel ein ganz bestimmtes Familienbild ableiten wollen, pflegen diese Anweisung gewöhnlich zu überlesen. Die jüdische Lehre erkennt sie an - hat sie jedoch später um die Verpflichtung der Frau ergänzt, dies abzulehnen. (Plaut 1999) Religionsgemeinschaften, die zu evolvieren aufhören, fallen Umweltveränderungen zum Opfer.

Der biologische Erfolg des Zölibats

Entsprechend lässt sich inzwischen sogar die religiöse Strategie des Zölibats über Fitnessvorteile der Verwandtenselektion als Ringtausch neu entschlüsseln. Diese ist an sich unumstritten: keinen Biologen wundert es, dass auch Menschen dazu tendieren, mit nahen Verwandten intensiver zu kooperieren und sich gegebenenfalls sogar für sie zu opfern, tragen sie doch eng verwandte Gensequenzen. Aber genau das wird in klassischen Agrarwirtschaften zum Problem: weil die meisten schon aus ökonomischen Erwägungen (Arbeitskräfte, Altersversorgung, Schutz) viele Kinder anstreben, entstehen vor Ort expandierende Familienclans, in ständiger Verflechtung und Spannung auch um knappe Ressourcen (z.B. Land). Jeder politische und auch religiöse Funktionär ist hier sofort einerseits den Erwartungen und andererseits dem Verdacht ausgeliefert, doch nur die eigene Familie nepotistisch zu begünstigen.

So erging es z.B. auch Jesus, der „kam in seine Vaterstadt und lehrte sie in ihrer Synagoge, so daß sie sich entsetzten und fragten: Woher hat dieser solche Weisheit und solche Taten? Ist er nicht der Sohn des Zimmermanns? Heißt nicht seine Mutter Maria, und seine Brüder Jakobus und Josef und Simon und Judas? Und seine Schwestern, sind sie nicht alle bei uns? Woher kommt ihm denn das alles? Und sie ärgerten sich an ihm. Jesus aber sprach zu ihnen: Ein Prophet gilt nirgends weniger als in seinem Vaterland und in seinem Hause. Und er tat dort nicht viele Zeichen wegen ihres Unglaubens.“ (Mt. 13,55-58)

Gibt es eine Lösung für dieses Dilemma? Ja, der Austausch von Zölibatären. Religiöse Institutionen könnten anregen, dass Familien aus ihrem jeweiligen Geburten- und Erbenüberschuss einige wenige Akteure „spenden“, die (ohne eigene Ehen und damit Allianzen einzugehen) anderswo Dienst tun - und dafür umgekehrt auch selbst Zölibatäre zugeteilt bekommen. Der einzelne Zölibatäre würde damit in der Fremde sehr viel überparteilicher und religiös glaubwürdiger Ehebinde segnen, Familienwerte predigen, Streit schlichten, Arme und Kranke versorgen, Kinder unterweisen, antisoziales Verhalten ahnden und andere Fitness-relevante Tätigkeiten ausüben können (vgl. Wilson 2002) - und dürfte Gott, Mutter Kirche oder dem Sangha vertrauend zudem davon ausgehen, dass auch die eigene Herkunftsgruppe entsprechend Fitness-fördernd betreut würde. Hier liegt also eine unter bestimmten Umständen erfolgreiche Form indirekter Verwandtenselektion vor!

Auch diese These lässt sich empirisch testen. So müssten wir einerseits davon ausgehen, dass die Inhaber zölibatärer Rollen zur Sexualität klar Stellung beziehen: Sie müssten zur Unterstreichnung ihrer eigenen Glaubwürdigkeit insbesondere in klassischen Agrargesellschaften ihre eigene Abstinenz sowohl gegenüber hetero- wie homosexuellen „Versuchungen“ unterstreichen (diese also strikt verdammen) und sie müssten vor allem, im Kontrast zur eigenen Kinderlosigkeit, für eine möglichst hohe Fertilität der nichtzölibatären Laien eintreten. Dies lässt sich im Christentum, aber auch etwa in Hinduismus, Buddhismus und Jainismus sowohl historisch wie zeitgenössisch-vergleichend reichlich beobachten.

Daneben müsste die Akzeptanz des Zölibats milieuhängig sein: in klassischen Agrargesellschaften mit Geburtenüberschüssen und also spannungsreich expandierenden Clans müsste eine sehr viel höhere Akzeptanz zölibatärer Rollen beobachtbar sein als in Marktgesellschaften mit niedrigen Geburtenraten und also Kleinfamilien. Dies ist nicht nur im Vergleich christlicher Länder (z.B. Afrikas und Europas) sondern ebenso in buddhistischen Gesellschaften (z.B. Birma und Japan) eindeutig der Fall. Das Zölibat erweist sich so als eine gemeinschaftliche Strategie, die unter bestimmten Rahmenbedingungen sowohl religiös wie biologisch erfolgreich sein, in anderen Kontexten jedoch auch anachronistisch wirken kann.

6. Schluss

Charles Darwin definierte Religion als „den Glauben an unsichtbare oder geistige Kräfte“ und bemerkte, dass dieser Glaube bei Menschen weltweit verbreitet sei. Seine Ursprünge vermutete er in zwei tiefer liegenden Gehirnfunktionen: einmal im Vermögen und Bestreben des Menschen „das, was um ihn herum vorgeht, zu verstehen“ und damit „auch über seine Existenz dunkel zu speculieren.“ (Darwin 1871/74, S. 103) Und zum zweiten der Neigung „sich einzubilden, dass natürliche Dinge und Kräfte durch geistige oder lebende Wesen belebt seien“. Diesen Geistern und Göttern würden Menschen dann „dieselben Leidenschaften, dieselbe Lust zur Rache oder die einfachste Form der Gerechtigkeit und dieselben Zuneigungen zuschreiben, welche sie in sich selbst fühlen.“ (ebda. S. 104, 105) Auch in Tieren seien entsprechende Fähigkeiten vorbereitet, wie Darwin am Beispiel eines Hundes, der einen vom Wind bewegten Sonnenschirm anbellt, illustrierte. Heutige Evolutionsforscher stimmen ihm zu: ein Objekt häufig für einen willensbegabten Akteur zu halten ist biologisch sparsamer, als umgekehrt auch nur einmal einen wirklichen, beispielsweise getarnten Akteur zu übersehen. (Guthrie 2007)

Funktional führten diese Fähigkeiten dann laut Darwin zu einer „Erweiterung“ der Instinkte, einem besseren Gruppenzusammenhalt und zu einer „Höhe der Moralität“, die ohne „Liebe oder Furcht Gottes“ nicht zu erreichen sei. (Darwin 1871/1874, S. 124) Auch das Beobachter- und Richteramt übernatürlicher Akteure über Verhalten abwägende Menschen ahnte er bereits voraus: „Auch darf der Mensch nicht die feststehenden Gewohnheiten seines Lebens, besonders wenn dieselben verständige sind, durchbrechen; denn wenn er dies tut, wird zuverlässig ein Unbefriedigtsein empfinden; auch muß er gleichzeitig den Tadel des einen Gottes oder der Götter vermeiden, an welchen oder an welche er je nach seiner Kenntnis oder nach seinem Aberglauben glauben mag. In diesem Falle tritt aber of noch die weitere Furcht vor göttlicher Strafe ein.“ (ebda., S. 128)

Nach heutigem Kenntnisstand finden wir sowohl bei Homo Sapiens wie beim Neandertaler die ersten sicheren Spuren religiöser Emergenz im späteren Bereich der mittleren Altsteinzeit (Mittelpaläolithikum, 300.000 - 40.000 Jahre v.u.Z.). Eine besondere Rolle spielen dabei Bestattungen, da sie vergleichsweise früh (120.000 bis 100.000 Jahre v.u.Z.) und deutlich vor anderen Funden wie Höhlenbildern oder Musikinstrumenten auftreten und zudem eindeutig auf ein Nachsinnen über Jenseitiges und Transzendentes verweisen. So weisen frühe Funde ein bewusstes Deponieren auf, vor allem in Rückenlagen oder Hockerstellung. Späteren Bestattungen wurden darüber hinaus Grabbeigaben wie Farbstoffe, Werkzeuge und Schmuck mitgegeben und es wurden Leichen oder Leichenteile (vor allem Schädel) entfernt, mehrfach bestattet oder gar in Grabensembles kombiniert. (Stringer et al. 2005, Wunn 2005)

Im Kern stellen sich bereits hier die gleichen Fragen, die wir auch auf heutiges, religiöses Verhalten untersucht haben. Wozu sollte der gesundheitlich eher gefährliche Umgang mit Leichen und Leichenteilen, der zeitliche und energetische Aufwand und schließlich gar die Opfergabe wertvoller Gegenstände taugen? Der Altsteinzeitler Gerhard Bosinski resümierte daher auch zu Recht die klassische Position (2006): „Die ältesten Gräber der Geschichte kennen wir aus dem späten Mittelpaläolithikum. Die sorgfältige Bestattung der Toten ist eine ganz unnütze Sache und bringt keinerlei Vorteil, wie Avraham Ronen schreibt. Die Anlage von Gräbern und Friedhöfen ist deshalb wohl nur in der Auseinandersetzung mit der menschlichen Existenz und mit der Vorstellung von einem Leben nach dem Tode denkbar.“

Inzwischen aber können wir die biologischen Vorteile benennen, die aus dem Umgang mit Ahnen als den wohl ersten, übernatürlichen Akteuren erwachsen sind. Und neben Darwins

animistisch veranlagten Hund sind konzise Beobachtungen auch etwa zur (noch nicht reproduktiven) Vorausplanung, zu komplexen Familienstrukturen und -konflikten sowie zur Trauer um tote Angehörige bei Elefanten, Gorillas und Schimpansen getreten (Fossey 2002).

Dass sich bei frühen Menschen Beiprodukte wichtiger Gehirnfunktionen schließlich zu einem biokulturell adaptiven Merkmal verknüpften (exaptierten) muss nicht mehr überraschen. Die Ahnung eines Weiterwirkens der Ahnen -und sei es durch die heute global verbreitete Deutung von positiven wie negativen Lebensereignissen als übernatürlicher Lohn oder Strafe (Boehm 2007)- befestigte kulturelle Regeln, die ihrerseits der Auswahl nach demografischem Traditionserfolg unterlagen. Das Bestatten der Toten und später gar das Beifügen wertvoller Gaben signalisierte die Verbindlichkeit der eigenen Lebensführung nach innen und außen und wirkte zudem als normatives Argument für (weitere) religiös erzogene Kinder: Wer nicht unbestattet und ohne Besitz in das Jenseits übergehen wollte, tat gut daran, Nachkommen nicht nur zu zeugen, sondern auch religiös zu unterweisen. Und auch die Mitnahme von Leichenteilen, besonders Schädeln, erwies sich als adaptive Entdeckung sehr früher und eindrucksvoller religiöser Artefakte, über die die Gemeinschaft mit den Jenseitigen rituell kommunizieren konnte. Dass sowohl Homo Sapiens wie Homo Neandertalern daher konvergent religiöse Veranlagungen entfalteten, muss so nicht mehr wirklich überraschen.

Innerhalb von wenigen tausend Generationen evolvierte aus diesen Anfängen unsere komplexe Religiosität, deren Entfaltung heute weltweit in allen Menschengesellschaften zu beobachten sind und deren genetische Veranlagung wie auch sozial erlernte Ausprägung durch eine Vielzahl von Zwillingsstudien gut belegt ist (Bouchard et al. 2006). Religion ist nicht Gegner oder von außen eingespeistes Sondergut, sondern ein beschreibbarer Teil unserer Natur. Die Giessener Wolfgang Achtner und Eckart Voland stehen damit stellvertretend für den empirisch orientierten, interdisziplinären Dialog, dessen Ergebnisse und Einsichten uns sicher noch länger in Atem halten werden. Ich bin daher guter Dinge, dass die Justus-Liebig-Universität Gießen im 5. Jahrhundert ihres Bestehens ein wichtiger Ort dieser Forschungsrichtung sein wird.

Kontaktadresse:

Dr. Michael Blume
Schwalbenstr. 20
70794 Filderstadt

Blume, M.: Die Bio-Logik der 10 Gebote / Warum verbindlicher Glaube nützt
in: Gräß-Schmidt, E., Achtner, W.: Was ist Religion?, JLU Gießen 2008, S. 40 - 70

Literaturliste

Bering, Jesse et. „Hand of God, Mind of Man: Punishment and Cognition in the Evolution of Cooperation”, Human Nature 2006, online

BFS (Schweizer Bundesamt für Statistik). „Religionslandschaft in der Schweiz“, Neuchâtel 2004, online

Birg, Herwig et. "Biographische Theorie der demographischen Reproduktion", campus 1991

Blume, Michael, Ramsel, Carsten, Graupner, Sven. „Religion als demographischer Faktor - Ein unterschätzter Zusammenhang?“, Marburg Journal of Religion, Juni 2006, online

Blume, Michael. „Religiöse Identität und Fundamentalismus in Europa“, in: Deutschland & Europa 53 / 2007, online

Boehm, Christopher. „A Biocultural Evolutionary Exploration of Supernatural Sanctioning“, in: Bulbulia et al. 2007

Bouchard, Thomas et. "Genetic and Environmental Influences on the Traditional Moral Values Triad", in: P. McNamara. "Where God and Science Meet", Praeger 2006, online

Brose, Nicole. „Gegen den Strom der Zeit? – Vom Einfluss der religiösen Zugehörigkeit und Religiosität auf die Geburt von Kindern und die Wahrnehmung des Kindernutzens“, in: Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft 2/2006

Bulbulia, Joseph et. (Hrsg.) „The Evolution of Religion. Studies, Theories & Critiques“, Collins Foundation Press 2007 (Sammelband)

Darwin, Charles. „Die Abstammung des Menschen“, 1871, deutsch: 1874, voltmedia 2005

Euler, Harald. "Sexuelle Selektion und Religion", in: Lüke, Schnakenberg, Souvignier (Hrsg.), "Darwin und Gott", Darmstadt 2004

- Blume, M.: Die Bio-Logik der 10 Gebote / Warum verbindlicher Glaube nützt
in: Gräß-Schmidt, E., Achtner, W.: Was ist Religion?, JLU Gießen 2008, S. 40 - 70
- Fehr, Ernst et. „Altruistic punishment in humans.“, Nature 415 (2002)
- Fossey, Dian. „Gorillas im Nebel“, Droemer (Neuausgabe) 2002
- Guthrie, Stewart. „Spiritual Beings: A Darwinian, Cognitive Account“, in: Bulbulia 2007
- Hayek, Friedrich August von. „Fatal Conceit“, Chicago 1991
- Jäger, Gustav. „Die Darwinsche Theorie und ihre Stellung zu Moral und Religion“, 1869
- Ketola, Kimmo. „Cultural Evolution of Intense Religiosity: The Case of „Sankirtan Fever“ in the Hare Krishna Movement“, in: Bulbulia et al. 2007
- Norenzayan, Ara et. “God Is Watching You. Priming God Concepts Increases Prosocial Behavior in an Anonymous Economic Game”, Psychological Science 18/9 (2007), online
- Norris, Pippa et. „Sacred and Secular. Religion and Politics worldwide“, CUP 2004
- Palmer, Craig et. “Selection, Traditions, Kinship, and Ancestor Worship: Crucial Concepts in the Evolution of Religion”, in: Bulbulia et al. 2007
- Plaut, Günther et. “Die Tora, in jüdischer Auslegung, Hebräisch-Deutsch, 5 Bde., Bd.1, Bereschit/Genesis“, Gütersloh 1999
- Priller, Eckhard, Sommerfeld, Jana. “Wer spendet in Deutschland? Eine sozialstrukturelle Analyse“, Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung (WZB), Berlin 2005, online
- Sanderson, Stephen. “Religious Attachment Theory and the Biosocial Evolution of the Major World Religions”, in: Bulbulia et al. 2007
- Schloss, Jeffrey. “He Who Laughs Best: Involuntary Religious Affect as a Solution to Recursive Cooperative Defection”, in: Bulbulia et al. 2007
- Slone, Jason. “The Attraction of Religion: A Sexual Selectionist Account”, in: Bulbulia 2007
- Dr. Michael Blume, www.blume-religionswissenschaft.de

Blume, M.: Die Bio-Logik der 10 Gebote / Warum verbindlicher Glaube nützt
in: Gräß-Schmidt, E., Achtner, W.: Was ist Religion?, JLU Gießen 2008, S. 40 - 70

Soler, Montserrat. "Commitment Costs and Cooperation: Evidence from Candomble, an Afro-Brazilian Religion", in: Bulbulia et al. 2007

Sosis, Richard et. "Cooperation and Commune Longevity: A Test of the Costly Signaling Theory of Religion", Sage 2003, online

Stringer, Chris et. "The Complete World of Human Evolution", Thames & Hudson 2005

Vaas Rüdiger. „Evolutionforscher entdecken. Was Glaube nützt“, Bild der Wissenschaft 02/2007 (Titelthema)

Volland, Eckart. „Die Natur des Menschen“, Beck 2007

Wilson, David S. „Darwin's Cathedral: Evolution, Religion, and the Nature of Society“, Chicago 2002

Wunn, Ina. "Die Religionen in vorgeschichtlicher Zeit", Kohlhammer 2005